

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 26 (1943)
Heft: 11

Artikel: Oskar Panizza : zur 90.Wiederkehr seines Geburtstages am 12. November 1853
Autor: P.K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-409415>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 1. jeden Monats

Redaktion: Transitfach 541 Bern	Die wahre Ueberzeugung bekennt sich nicht, sie beweist sich. <p style="text-align: right;">Lamartine</p>	Abonnementspreis jährl. Fr. 6.— (Mitglieder Fr. 5.—) Sämtliche Adressänderungen und Bestellungen sind zu richten an die Geschäftsstelle d. F. V. S., Postfach 2141 Zürich-Hauptbahnhof, Postsch. VIII. 26974
Inhalt: Oskar Panizza. — Katholisches Geständnis. — Otto Kunz, Nekrolog. — Das Freidenkertreffen in Aarau. — Die Hoffnung der Welt. II. — Hall und Widerhall. — Ortsgruppen. — Feuilleton.		

Landesbibliothek
F. V. S. Schweiz.

Oskar Panizza.

Zur 90. Wiederkehr seines Geburtstages am 12. November 1853.

Eduard Engel bezeichnet die Zeit von 1880 bis 1900 in seiner «Geschichte der deutschen Literatur» als diejenige der «Jüngstdeutschen», eine Bezeichnung, die bei Erscheinen dieser Literaturgeschichte berechtigt war, heute aber überholt ist. Es sind dies Dichter, die um 1850/60 geboren, und kurz vor dem Krieg 1870/71 in die Schule kamen, ca. 1880 bis 85 auf die Universität oder ins «Leben» entlassen wurden. Sie standen unter dem Einfluss des neu erstandenen deutschen Reiches, mit seinen Vor- und Nachteilen. Ernst von Wildenbruch galt als das Ideal der damaligen Studenten, unter welchen wir die Namen wie Wilhelm Bölsche, Bruno Wille, Arno Holz, die Gebrüder Hart, Karl Henckell, Gerhart Hauptmann, Herm. Sudermann, Detlew von Liliencron, Gustav Falke, Otto J. Bierbaum, Gustav Frenssen u. a. m. finden. Während in Berlin die jungen Dichter sich in der Dichtersiedlung von Friedrichshagen um Gerhart Hauptmann scharen, sammelt in München Dr. Michael Georg Conrad, einer «der beredtesten Verkünder der neuen Lehre des Naturalismus von Zola's Art, diese jüngsten Stürmer und Dränger zur «Gesellschaft für modernes Leben». Hier finden wir unter andern auch den bekannten Komponisten Hannes Ruch, Franz Ewers und Oskar Panizza.

Uns interessiert heute speziell Oskar Panizza, der genau vor 90 Jahren, am 12. November 1853, als Sohn eines wohlhabenden Hotelbesitzers das Licht der Welt erblickte. In der Ehe seiner Eltern herrschten die denkbar grössten Gegensätze: Der Vater war bigott römisch-katholisch, leichtsinnig und ausschweifend, ein schlechter Geschäftsmann und kalter Egoist, listig und verschlagen; seine Mutter von dem adeligen Hugenottengeschlecht de Meslère abstammend, streng pietistisch evangelisch, gewissenhaft und häuslich, voll aufopfernder Pflichttreue und Liebe, eine gute Geschäftsfrau mit einem Herzen, reich an Poesie und Romantik ihrer Zeit und einem steten Streben nach Wahrheit. ...»

Der Vater machte die Bedingung, dass die Kinder katholisch erzogen würden, wenn das erste Kind ein Mädchen; im Glauben der Mutter, wenn es ein Knabe sei. Es war ein Mädchen und so wurden alle nachfolgenden Kinder, es waren 2 Mädchen und 3 Knaben, katholisch erzogen. Erst auf dem Totenbett — er starb am 26. November 1855 — gab der Vater die Kinder dem Glauben der Mutter wieder zurück. Das älteste war 9, das jüngste ein halbes Jahr alt. Drei Zeugen: der Arzt, der katholische und der evangelische Geistliche vernah-

men dieses Zugeständnis, an dessen Ausführung die Mutter sogleich heranging. Aber die katholische Kirche — wie es anders nicht zu erwarten war — lässt nicht so ohne weiteres ihre Schäfchen wegziehen und eine Verfolgung und Nötigung, kolossale Anfeindungen begannen. «Frau Panizza musste mit ihren Kindern unbemerkt Kissingen verlassen und brachte diese im Preussischen zu verschwiegene Leuten, wo es allen Nachforschungen der katholischen Kirche nicht gelang, sie ausfindig zu machen. Man drohte der Mutter mit Gefängnis, sie blieb standhaft und konnte auch wegen ihres Gesundheitszustandes nicht verhaftet werden. Sie reiste nach München um den König selbst zu bitten, wurde aber nicht zugelassen und nur nach vielen Drangsalen und verlorenen Prozessen wurde ihr endlich vom König die Erlaubnis erteilt, ihre Kinder evangelisch zu erziehen. Oskar wurde für das Gymnasium vorbereitet, das Studium machte ihm aber stets Mühe, er war lange ein träumerischer Knabe. Mit 19 Jahren wollte er sich der Musik widmen und nahm am Konservatorium Gesangsunterricht. Aber auch dies wollte nicht recht gelingen und er sollte wieder nach Kissingen zurückkehren, um im Hotel mitzuhelfen.

Glücklicherweise kam die Militärzeit, denn auch das Hotelwesen lag unserem Oskar nicht. Nach Absolvierung der Dienstpflicht versuchte er es nochmals mit der Musik, nahm aber nebenbei Vorlesungen über Philosophie, jedoch erkannte er bald, dass ihm die fehlende Abschlussprüfung überall hinderlich im Wege war. Er wollte nachholen was versäumt worden war und konnte endlich mit 24 Jahren seine Maturaprüfung bestehen. Mit grossem Eifer stürzte er sich in das Medizinstudium und promovierte 1880 mit der besten Auszeichnung: summa cum laude. Im Militär erhielt er die Ernennung zum Assistenzarzt II. Klasse, kehrte nach München zurück, wo er in der Oberbayrischen Kreis-Irrenanstalt als 4. Assistenzarzt angestellt wurde. Durch seine Tüchtigkeit und allgemeine Beliebtheit rückte er innert zwei Jahren zum ersten Assistenzarzte vor. Nebenbei befasste er sich sehr viel mit Literatur und kam mit den oben erwähnten jungen Brauseköpfen in der «Gesellschaft für modernes Leben» in näheren Kontakt. Bald hatte sich ein Kreis Auserlesener um ihn geschart, um seiner interessanten Unterhaltung, unter der Aegide des Bahnbrechers Michael Georg Conrad teilzunehmen. Hören wir, was der bekannte Hannes Ruch über Oskar Panizza schreibt:

«Panizza war ein gern gesehener Gast an unserm Tische. Sein glattrasiertes, sympathisch-offenes Gesicht, das manchmal fast apathisch und nichtssagend dreinschauen konnte, belebte sich wunderbar, wenn eine Idee ihn anregte, wenn er im Gespräch nach Ausdruck rang. Die hellen blauen Augen konnten einen dann verteufelt klug anblitzen, und das fast unausgesetzte, jesuitische Lächeln seines Mundes stand in einem seltsamen Kontrast zu den unglaublichen Derbheiten und Aufrichtigkeiten, die er vom Stapel liess, wenn es ans Diskutieren ging. Seine Anwesenheit verbreitete stets eine behagliche Stimmung; man hatte das angenehm-prickelnde Gefühl, neues kulinarisch-reizvoll Tolles vorgesetzt zu bekommen. Dieser erzgescheite Mensch mit dem scharfen Blick geistiger Ueberlegenheit und grosser Weiterfahrung, mit dem vitalen Gehirn, übte auf uns denselben Reiz aus, wie die verbotene Lektüre eines Boccaccio oder Casanova, anno dazumal, als wir noch die Schulbank drückten. Er war das grosse Nachschlagebuch, das man niemals vergeblich um Auskunft fragte. Seine Gespräche würzte er mit zahllosen Beispielen aus der Literatur aller Länder und Zeiten. Panizzas Fähigkeit, alles in der Originalsprache zu zitieren und auch sofort mustergültig aus dem Stegreif zu übersetzen oder zu kommentieren löste allenthalben Erstaunen und Bewunderung aus. Ich war ganz im Banne dieses wunderlichen Menschen und suchte seine Gesellschaft, wo ich nur konnte. Dieser geniale Kopf besass nicht nur den durchdringenden Blick des Psychiaters und die unerbittliche Logik des Philosophen, er war auch ganz besonders begabt mit einer ungeheuern Phantasie. Sein Gehirn war ein Land unbegrenzter Möglichkeiten. Seinen unwiderstehlichen Hang zum Zynischen milderte rührende Aufrichtigkeit und sein Humor. Seine im Grunde lutherische Gesinnung, hatte er ins Moderne erweitert ohne seinen fanatischen Antikatholizismus dabei einzuschränken. Sein geschichtliches Wissen und seine in erster Forschung erworbenen Kenntnisse des Papsttums und der katholischen Dogmatik prädestinierten ihn zu einem fürchterlichen Gegner von geradezu Döllingerscher Bedeutung.»

Panizza gab 1884 infolge Differenzen mit seinem Chef den Assistentenposten auf und widmete sich ganz der Literatur und im nächsten Jahre erschien seine erste Gedichtsammlung «*Düstere Lieder*», die unter Heine'schem Einfluss standen. Um sich intensiver mit der englischen Sprache zu befassen, ging Oskar im Jahre 1885 nach London. Hier arbeitete er ein ganzes Jahr literarisch im Britischen Museum und als Frucht dieser Tätigkeit erschienen 1887 die «*Londoner Lieder*». Nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin kehrte er wieder nach München zurück und im nächsten Jahre erhalten wir die Gedichtsam-

lung «*Legendäres und Fabelhaftes*», nach dem Muster altenglischer Balladen. Sprachliebend wie Panizza war, begann er in München das Studium der italienischen Sprache und deren Literatur und wiederholte Reisen nach dem Mutterlande vervollständigend seine Kenntnisse. — Unter dem Einflusse von Edgar Poe erschien 1890 die phantastische Novellensammlung «*Dämmerstücke*». Auch schrieb er in der von Dr. Michael Georg Conrad herausgegebenen Zeitschrift «*Die Gesellschaft*» eine grosse Anzahl kleinerer Abhandlungen mit dem verschiedensten Inhalt: Ueber die Todesstrafe, Vergehen wider die Religion, Moderne Literatur u. s. w. 1893 erschien die Novellensammlung phantastischen Inhalts, «*Visionen*» —; dieses Buch ist dem Andenken Ernst Theodor Amadeus Hoffmann gewidmet.

Für uns Freidenker weit interessanter aber sind die nun folgenden Schriften Panizzas: «*Die unbefleckte Empfängnis der Päpste*», eine der giftigsten Satyren die jemals geschrieben wurde. In diesem Werk macht Panizza in «*anscheinend seriösem Stil* einen theologischen Versuch, das von Pius IX. proklamierte Dogma der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria, auf die Päpste auszudehnen mit allen embryologischen, anthropologischen und theologischen Konsequenzen. Natürlich blieben die heftigsten Kritiken vom katholischen Lager nicht aus. Dagegen schrieb Dr. C. Frey, der Herausgeber der «*kirchlichen Korrespondenz für die deutsche Tagespresse*»: «*Es ist mit raffinierter Gewandtheit geschrieben und zeigt eine nicht geringe Vertrautheit mit der neuen römischen Literatur.* — Es ist nun einmal so, dass wir unter der Jesuitenherrschaft auf den Standpunkt gedrängt worden sind, alles für möglich zu halten; wenn wir auch das empörte Kopfschütteln eines Ultramontanen über die Möglichkeit eines derartigen neuen Dogmas, wie der Titel es angibt, verstehen und wünschen, dass diese Möglichkeit für alle Zeiten eine nur logische bleibe». — Und der «*Arme Teufel*» in Detroit (Amerika) schrieb: «*Jetzt aber, lieber Leser, bist du katholisch, so pack den Teufel bei den Hörnern und kauf dir das Büchlein, es wird dir viel zu denken geben — bist du ungläubig, so kauf es erst recht, du wirst viel lernen.*» Dr. Conrad wünschte in der «*Gesellschaft*», dass das Büchlein in alle lebenden Sprachen übersetzt würde. Leider war dies nicht möglich, denn die Stuttgarter Strafkammer beschlagnahmte das Buch und der Verkauf in ganz Deutschland wurde verboten. Heute ist die Satyre sehr selten geworden, wie auch die übrigen Werke Panizzas im Buchhandel nicht mehr zu finden sind. Für hin und wieder auftauchende Exemplare werden Phantasiepreise bezahlt.

Das wichtigste Werk für uns Freidenker ist im Jahre 1894

Reuillon.

Drollige Geschichten aus einem alten Buche,
«*Getruckt zu Franckfort am Meyn*» im Jahre 1563.

Ausgleichende Gerechtigkeit.

Ein Ablasskrämer kam nach Deutschland, liess sich beichten und sprach die Menschen von zukünftigen Sünden frei, die sie zu begehen die Absicht hatten, und verdiente viel Geld damit. So kam auch ein Edelmann zu ihm, der die Absolution von einer Sünde, «*die er zu thun hette*» begehrte. Der Ablasskrämer forderte drei Kronen von ihm. Der Edelmann gab sie ihm und erhielt die Absolution. Als dann der Legat meinte, er habe Gelds genug verdient, auch fürchtete, sein unlautes Treiben könnte an den Tag kommen, wollte er das Land verlassen und kam dabei in das Gebiet eines Grafen. Hier überfiel ihn der vorgenannte Edelmann, nahm ihm alles, was er hatte und bläute ihn dazu noch durch. Da klagte er der Legat dem Grafen. Dieser liess den Edelmann zu sich kommen und fragte ihn, ob er den Kläger beraubt habe. Der Edelmann sprach: «*Ja, denn er hat so viele Leute betrogen und von zukünftigen Sünden freigesprochen, und auch mich. Ich habe ihm drei Kronen gegeben zur Verzeihung der Sünde, die ich zu begehen willens war. Da liegt der Ablassbrief, und was der Legat klagt, ist die Sünde gewesen, die ich tun wollte.*» Der Graf sprach zu dem Legaten, ob dem so wäre. Dieser konnte es nicht leugnen. Da sprach der Graf: «*So mach, dass du aus dem Lande kommst, oder ich lasse dich ins Wasser werfen! Der Edelmann hat getan, was dir gehörte.*» Damit war die Sache entschieden.

Der überlistete Beichtvater.

Ein Bauer und seine Frau, die beide gerne zechten, hatten sich damit also versündigt, dass ihnen der Beichtvater für ein Jahr das Weintrinken verbot, es sei denn, dass sie etwas zu kaufen oder zu verkaufen hätten, der Weinkauf (gemeinsamer Trunk zwischen Käufer und Verkäufer) sollte ausgenommen sein. Es währte etwa vier Tage, da hätte die Frau gerne Wein getrunken. Sie sprach zu ihrem Mann: «*Meister, gib mir deinen Esel zu kaufen!*» Der Mann tat es. Da tranken sie den Weinkauf. Des andern Tags kaufte der Mann den Esel der Frau wieder ab; da hatten sie abermals den Weinkauf zu trinken. Und fürder wurde der Esel jeden Tag zweimal verkauft, und brachen doch damit je buss nit».

Beim Wort genommen.

Einer beichtete, er sei willens gewesen, einen totzuschlagen, habe es aber nicht getan. Der Priester sagte: Du musst nach Rom pilgern für den Totschlag, oder du musst mir vier Gulden geben für die Absolution; denn ich habe Papstgewalt für vierzig Personen, und du bist meiner Fürsprache notdürftig. Der Mann sagte: Ich habe den Totschlag ja doch nicht getan, ich hab' ihn ja nur im Sinne gehabt. Der Beichtvater sprach: Gott nimmt den Willen für das Werk. Der andere sagte: Wenn es nicht anders geht, so will ich Euch die vier Gulden geben; absolviert mich! Da absolvierte ihn der Beichtvater. Da gab ihm der Mann den Beichtpfennig. Der Beichtvater sagte: Wo sind die vier Gulden? Der andere sprach: Nehmet auch den Willen für das Werk, — ich habe im Sinne gehabt, Euch die vier Gulden zugeben.

in Leipzig erschienene: «Der deutsche Michel und der römische Papst». Altes und Neues aus dem Kampf des «Teutschthums gegen römisch-welsche Ueberlistung und Bevormundung in 666 Tosen und Zitaten». Mit einem Begleitwort von Michael G. Conrad, das mit den Worten beginnt: «Wenn mein Sohn in die Jahre gekommen, will ich ihm dies Buch in die Hand geben und ihm sagen: Werde ein Mann, nimm und lies, denn hier ist Ehrlichkeit! Beschau dir diese Welt, überdenke sie! Aus diesem Gedränge von Irrtümern soll die Wahrheit freie Bahn finden. Aus dieser Saat von Tollheiten soll eine reine Erkenntnis spriessen. Aus dieser Versammlung von Narren und Schurken, von Fratzenwesen und eingebildeten Halbgöttern, von Feiglingen und Helden soll eine geläuterte Menschheit wachsen. Aus diesem Erbe, bunt wie eine Trödelbude, sollst du dein Los ziehen! —» Wir haben in diesem Werk eine wertvolle Dokumentensammlung. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit verzeichnet Panizza bei jedem Zitat in unzähligen Fussnoten die genaue Quelle und bringt in der Regel den Originaltext, damit jederzeit die Uebersetzungen auf ihre Richtigkeit geprüft werden können. In 57 Thesen behandelt er das Dogma der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria. Wir erfahren, dass der Seminarprofessor Oswald (Paderborn) in seinem Werk «Dogmatische Mariologie» 28 Seiten (eng gedruckt) benötigt um von der Inkarnation, der Empfängnis, der Schwangerschaft bis zum Wochenbett zu kommen. — In 130 Thesen behandelt Panizza dann das Zölibat mit all seinen Folgewirkungen, die von päpstlicher Seite sanktioniert werden. Ein weiteres Kapitel macht uns mit «Beichte und Ablass» bekannt und wir erfahren, dass der Ablasshandel noch im Jahre 1893 in voller Blüte stand. In weitem Kapiteln behandelt er «die Päpste», «Flegfeuer-Schwindel», «Schande und Wohlhust» — —.

Wie zu erwarten war, wurde auch dieses Werk bald nach Erscheinen konfisziert.

Das verhängnisvollste Werk für Panizza war «Das Liebeskonzil». Eine Himmels-Tragödie in fünf Aufzügen, dem Andenken Huttens gewidmet. Der Inhalt der Tragödie bildet das lasterhafte Treiben des päpstlichen Hofes Alexander IV. und dessen Kinder Cäsar und Lukrezia Borgia, nach einer Ueberlieferung von Burkhardt, dem Zeremonienmeister des Papstes, eine Episode, die er uns in seinem «Diarium» unter dem 27. Oktober 1501 schildert. Panizza benützt diese Schilderung um sein Drama aufzubauen und — da die Syphilis oder die Lustseuche, wie man diese rapid, unsichgreifende Krankheit nannte, nachweisbar am ersten Male in dieser Zeitepoche erwähnt wird — bringt er sie in direkten Zusammenhang mit dem skandalösen Gebahren jenes Papstes. —

Bauernschlaueit.

Es war ein armer Bauer, der hatte nicht mehr als eine Kuh. Einmal war seine Frau in der Predigt, der Mann nicht. Da predigte der Priester: Wer eine Kuh oder was es wäre um Gotteswillen gibt, dem würde Gott hundert dafür geben. Als die Frau heimkam, sagte sie dem Manne, was der Priester gepredigt hatte und riet ihm an, dem Priester die Kuh um Gotteswillen zu geben, weil sie dann hundert Kühe dafür bekämen. Der Mann tat's und brachte dem Priester die Kuh. Der Priester behielt sie eine Zeitlang im Stall, bevor er sie austrieb. Dann band er die zwei Kühe, die seine, die er schon vorher gehabt hatte und die des Bauern, zusammen, auf dass seine Kuh die des Bauern in des Priesters Stall zurückführe. Aber es kam umgekehrt: des Bauern Kuh führte die des Priesters mit sich in des Bauern Stall. Als es Abend wurde, hatte der Priester seine beiden Kühe verloren, und man sagte ihm, wo sie waren. Der Priester kam in des Bauern Haus und verlangte, dass er ihm seine Kühe gebe. Der Bauer sprach: Ich habe keine Kuh, die Euch gehört. Gott der Herr war mir hundert Kühe schuldig, wie Ihr gepredigt habt. Nun hat er mir diese zwei auf Rechnung geschickt und ist mir noch achtundneunzig Kühe schuldig. Sie kamen miteinander vor den Richter. Aber der Priester musste dem Bauer die zwei Kühe lassen.

Ueberlistet.

Zu Frankfurt an der Messe begab es sich, dass ein Pfarrer aus einem Dorf von den Kirchenpflegern gebeten worden war, ein Mess-

gewand zu kaufen. Als nun der Pfarrer in den Laden ging, wo es Messgewänder feil hatte, nahm er ein sehr hübsches, legte es an und besah sich, wie es ihm anstehe. Inzwischen kam ein Dieb herein, wie man sie eben an den Messen findet, trat zu dem Pfarrer und sagte, sein Pfarrherr habe ihm Geld gegeben, er solle ihm auch ein hübsches Messgewand kaufen, aber er verstehe das nicht und wisse nicht, ob es lang oder kurz sein müsse. Der Pfarrer sagte zu ihm: Lieber, was ist es für ein Mann? Ist er lang oder kurz? Da sprach der Dieb: Herr, er ist so ziemlich von Eurer Länge und Grösse. Der gute Herr glaubte ihm, suchte ein hübsches Messgewand hervor, zog es an und zeigte es ihm, wie es ihm gefalle. Der sagte: Herr, mir gefällt es überall wohl; allein auf der Seite hier bauscht es sich hoch über sich. Hier hatte der Pfarrer seine Tasche hängen mit dem Geld darin, womit er das Messgewand bezahlen sollte. Der Pfarrer sprach: Ja, lieber Freund, das Bauschen kommt von meiner Tasche. Er löst den Gürtel mit der Tasche ab, legte sie neben sich und sprach: Nun sieh, ob es immer noch bauscht. Der Dieb sprach: Jetzt gefällt es mir besser. Herr, kehret Euch ein wenig um, damit ich's auch von hinten sehe. Der gute Pfarrer tat es, der Schelm griff schnell nach der Tasche, erwischte sie und rannte damit zum Laden hinaus. Der Pfarrer, als er dies erblickte und ihm die Tasche fehlte, lief im Messgewand dem Dieb nach und schrie durch die Gassen: Haltet mir den Dieb, haltet mir den Dieb! Der Dieb schrie: Wehret dem Pfaffen, denn er ist rasend, er will mich erstechen! Indessen kam auch der Kaufmann gelaufen und schrie: Haltet mir den Pfaffen im Messgewand! denn er meinte, er wolle ihm entlaufen und ihn nicht bezahlen, denn er hatte das Spiel mit

Dass das «Liebeskonzil» alle Gemüter aufrüttelte, war zu erwarten und Irma von Troll schrieb im amerikanischen «Freidenker» am 30. Dez. 1894:

«— Und wir sprechen es ohne Zaudern aus, dass Panizza's Sarkasmus von den berühmtesten Satyrikern der Weltliteratur an Geist und wuchtiger Kraft nicht übertroffen, ja selbst nicht erreicht wird. —» Heinrich von Reder schreibt an Panizza: «Ihr Buch steht teils unter, teils über jeder Kritik. Unter, weil sich Rezensenten aus Vorsicht vor dem Staatsanwalt hüten werden, Auszüge daraus zu bringen; über, wegen seiner rein persönlichen Eigentümlichkeit in Stoff und Form. Es ist eben ein «Panizza» und man sollte den Vogel pfeifen lassen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.» Detlev von Lilliencron: «Der 2. Aufzug und die Wahl Satans unter den Weibern ist geradezu kolossal! Das «de profundis» hinein, immer in die Orgie! Nochmals: gerade kolossal!» Und Otto Julius Bierbaum schreibt: «Wenn Sie jetzt bei der Stange bleiben (was diese ganze Seite Ihres Talentes anbelangt) — so dürfen wir in Ihnen unserm Aristophanes erhoffen. Das «Liebeskonzil» ist Ihre geschlossenste, künstlerisch abgerundete Arbeit. Aber jetzt müssen Sie ausser Landes gehen, denn jetzt werden Sie eingesperrt.» — Leider hatte Bierbaum recht, denn schon am 25. April konnte man im Neuen Münchener Tagblatt lesen: Der bekannte Schriftsteller Panizza hat sich am 30. April vor dem hiesigen Schwurgerichte wegen nicht weniger als 93 Verbrechen wider die Religion zu verantworten. Diese Verbrechen wurden in einem Buche Panizza's, «Das Liebeskonzil», gefunden, in welchem das katholische Dogma verspottet wird.» Panizza wurde zu einem Jahr Gefängnis und zur Tragung der Kosten des Strafverfahrens verurteilt. Die vorhandenen Bücher wurden eingezogen und vernichtet. Panizza wurde sofort verhaftet und musste seine Strafe antreten. —

Dieses Jahr hinterliess bei Panizza Spuren, die Hannes Ruch, der nach fünfjähriger Abwesenheit mit Panizza am Tage seiner Entlassung zusammenkam, mit folgenden Worten schildert: «Etwas blass und mager war er geworden doch schien er heiter und guter Dinge. Im stillen Zwiegespräch aber erkannte ich bald den starken Wechsel, den die grauen Stunden der Gesängniszelle hervorgebracht hatten. Aus dem Denker war ein Grübler, aus dem Wissenden ein Zweifler, aus dem Lachenden ein Grinsender geworden. — Verbittert gegen sein Vaterland, zog er am 15. Oktober 1896 nach Zürich, schrieb eine kleine Broschüre, «Abschied von München», in welcher er in derber Weise mit den Münchern abrechnete und ihnen alle ihre Vergehen an Wissenschaft und Kunst vorhält. Auch diese Schrift wurde beschlagnahmt und der Verfasser steck-

gewand zu kaufen. Als nun der Pfarrer in den Laden ging, wo es Messgewänder feil hatte, nahm er ein sehr hübsches, legte es an und besah sich, wie es ihm anstehe. Inzwischen kam ein Dieb herein, wie man sie eben an den Messen findet, trat zu dem Pfarrer und sagte, sein Pfarrherr habe ihm Geld gegeben, er solle ihm auch ein hübsches Messgewand kaufen, aber er verstehe das nicht und wisse nicht, ob es lang oder kurz sein müsse. Der Pfarrer sagte zu ihm: Lieber, was ist es für ein Mann? Ist er lang oder kurz? Da sprach der Dieb: Herr, er ist so ziemlich von Eurer Länge und Grösse. Der gute Herr glaubte ihm, suchte ein hübsches Messgewand hervor, zog es an und zeigte es ihm, wie es ihm gefalle. Der sagte: Herr, mir gefällt es überall wohl; allein auf der Seite hier bauscht es sich hoch über sich. Hier hatte der Pfarrer seine Tasche hängen mit dem Geld darin, womit er das Messgewand bezahlen sollte. Der Pfarrer sprach: Ja, lieber Freund, das Bauschen kommt von meiner Tasche. Er löst den Gürtel mit der Tasche ab, legte sie neben sich und sprach: Nun sieh, ob es immer noch bauscht. Der Dieb sprach: Jetzt gefällt es mir besser. Herr, kehret Euch ein wenig um, damit ich's auch von hinten sehe. Der gute Pfarrer tat es, der Schelm griff schnell nach der Tasche, erwischte sie und rannte damit zum Laden hinaus. Der Pfarrer, als er dies erblickte und ihm die Tasche fehlte, lief im Messgewand dem Dieb nach und schrie durch die Gassen: Haltet mir den Dieb, haltet mir den Dieb! Der Dieb schrie: Wehret dem Pfaffen, denn er ist rasend, er will mich erstechen! Indessen kam auch der Kaufmann gelaufen und schrie: Haltet mir den Pfaffen im Messgewand! denn er meinte, er wolle ihm entlaufen und ihn nicht bezahlen, denn er hatte das Spiel mit

brieflich verfolgt, was Panizza aber ziemlich kalt liess, da er ja in Zürich in Sicherheit war. Hier in Zürich gab er auch die im Gefängnis geschriebenen «*Dialoge im Geiste Huttens*» und eine periodisch erscheinende Schrift: «*Zürcher Diskussionen*» heraus. Es erschienen 32 Hefte mit folgenden Aufsätzen: «Die Krankheit Heine's», «Christus in psycho-pathologischer Bedeutung», «Christus, von einem Juden (geschildert)», «Die Kleidung der Frau», «Agnes Blanbekin», «Tolstoi's Moral», «Karl Ludwig Sand» u. a. m. Wiederum folgte im Jahre 1898 eine politische Satyre «*Psychopatia criminalis*», eine Anleitung, um die vom Gericht für notwendig erkannten Geisteskrankheiten psychiatrisch zu eruieren und wissenschaftlich festzustellen. Sie behandelt «die Verfolgungswut der deutschen Staatsanwälte unter Aufstellung einer eigenen politischen Geisteskrankheit, die das deutsche Publikum ergriffen hat». — Dieses Buch reiht sich würdig an dasjenige über die «Unbefleckte Empfängnis der Päpste», eine gleich blutige Satyre wie jene.

Der Vollständigkeit halber wären noch zwei Dramen zu nennen: «*Ein guter Kerl*» und «*Nero*», letzteres eine rein historische Studie.

Das Gefängnisjahr und vor allem die ewigen Verfolgungen hatten auf den allzuregen Geist, des im besten Mannesalter stehenden Schriftstellers so stark eingewirkt, dass der Körper nicht lange Zeit den Unbilden standhalten konnte. — In der Tat machten sich bald starke Gemütsdepressionen bemerkbar. Unter diesem Einfluss sind denn auch die letzten Hefte der «*Zürcher Diskussionen*» erschienen. Die immer schärfer werdende Tonart, besonders auf politischem Gebiet, brachte ihm die Ausweisung aus Zürich ein. Er floh nach Paris, liess von dort eine letzte Gedichtsammlung, «*Parisiana*», erscheinen, in der er Kaiser Wilhelm II. als seinen persönlichen Widersacher hinstellte. Dies brachte ihm wiederum eine steckbriefliche Verfolgung und eine Konfiskation seines in Deutschland hypothekarisch festgelegten Vermögens ein, mit der Motivierung, er habe die Flucht ergriffen. Durch die Not gezwungen, stellte sich Panizza den Münchener Gerichten, wurde aber nach vier Monaten in die oberbayrische Kreisirrenanstalt zur Beobachtung gewiesen. Nach einigen Wochen wurde er auf freien Fuss gesetzt, weil das ärztliche Gutachten sagte: «Panizza leidet an systematischen Verfolgungs- und Förderungsideen, denen er völlig kritiklos und unbelehrbar gegenübersteht». Panizza kehrte wieder nach Paris zurück, gab seine «*Zürcher Diskussionen*» weiter heraus, stellte aber dann im Jahre 1901 seine publizistische, nicht aber seine schriftstellerische Tätigkeit ein, da er keine Verleger mehr finden konnte. — Trotzdem Panizza ganz zurückgezogen nur seinen Studien lebte, gingen die Verfolgungen 1903 der

massen wieder an, und seine Krankheit nahm dermassen zu, dass er sich überall verfolgt glaubte. Er verliess Paris, kehrte über die Schweiz nach Deutschland zurück, meldete sich in der Kreisirrenanstalt in München, wo er als Assistenzarzt früher tätig war, um von den Verfolgungen Ruhe zu finden. Panizza wurde abgewiesen. Er mietete ein Zimmer an der Peripherie der Stadt und arbeitete regelmässig auf der Staatsbibliothek. Panizza erzählt uns selbst — er schrieb von sich immer in der dritten Person — «als Panizza auf dem Heimwege von der Staatsbibliothek am 19. Okt. 1904 wiederum in misszudeutender Weise angegriffen worden war, ging er nach Hause, kleidete sich bis aufs Hemd aus, benutzte die milde Witterung und lief nachmittags um 5 Uhr durch die Sterneck-Maria-Josef-Strasse nach der Leopold-Strasse, in der Absicht abgefasst zu werden und auf Geisteskrankheit verdächtig in eine öffentliche Anstalt gebracht und dort von Sachverständigen untersucht zu werden: so das erreichend, was er vor drei Monaten vorher in der oberbayrischen Kreisirrenanstalt vergeblich erstrebt hatte. Der Coup gelang.» Soweit seine Selbstschilderung, die er am 17. November 1904, also einen Monat nach diesem Vorfall in der Irrenanstalt niedergeschrieben hatte. Während seines Aufenthaltes in der Anstalt las er täglich französische Zeitungen, schrieb an einem neuen Werk: «*Die Geburtsstunde Gottes*». Er verfasste Gedichte, wurde menschen-scheu und hatte ungern Besuche. Endlich am 28. September 1921, nach 17jährigem Aufenthalt in der Irrenanstalt machte ein, in wenigen Tagen wiederholter Schlaganfall seinem tragischen Leben ein Ende. Am 30. September wurde er bestattet auf dem städtischen Friedhof und eine kleine Cypressen-ziert neben dem Grabstein: «dem Genie und Wahnsinn» sein Grab; denn in einem Gedicht wünscht er: «Pflanzt auf mein Grab die bittere Cypressen, die Rose nicht, denn bitter war das Leben mir.»

Zum Schluss noch ein Gedicht das in der Irrenanstalt im Jahre 1904 entstanden ist:

Ein Poet, der umsonst gelebt hat.

Es lag die Welt vor ihm mit Hundert Wegen, —
Merkur wies ihm sein rotes Gold von Fern,
Der stolze Vater, Ordenstern und Degen,
Die fromme Mutter pries den Dienst des Herrn; —
Ihm aber war, als sah' er leuchtend schweben
Ein holdes Weib in märchenhaftem Glanz —
Und glückverheissend zu den Wolken heben:
Ein Saitenspiel und einen Lorbeerkrantz.
Und schnell entschlossen wandte er den Rücken

der Tasche nicht gesehen. Da fielen die Leute den Pfarrer an und fingen ihn. Den rechten Dieb liessen sie laufen mit Geld und Tasche, und er verschwand damit.

Die zopfigen S. B. B.

<p>SCHWEIZERISCHE BUNDESBAHNEN</p> <p>Ausflugsfahrten an Sonntagen von Zürich aus.</p> <p>Ueber das Wochenende vom 18./19. Sept. 1943 (Eidg. Betttag) werden keine Ausflugsbillette ausgegeben.</p> <p style="text-align: right;">Bahnhof Zürich.</p>

So stand in einem Inserat der S.B.B. im Zürcher Tagblatt zu lesen. Warum ausgerechnet an diesem Wochenende eine unrühmliche Ausnahme machen, indessen an Sonntagen vor und nach diesem 19. Sept. verbilligte Fahrten gemacht werden? Gehören die Schweizer Bahnen eigentlich dem Schweizervolke oder hat darüber ein Klüngel von Pfaffen und Duckmäusern zu verfügen?! Es muss schon recht

schlimm mit dem christlichen Glauben des Schweizervolkes bestellt sein, wenn diese lichtscheuen Kreise die staatlichen Institutionen, die den Gläubigen wie den Ungläubigen gemäss dem Verfassungsartikel über die Glaubens- und Gewissensfreiheit, der meiner Ansicht nach immer noch zu recht besteht, unvoreingenommen zu dienen haben, für ihre Missionszwecke missbrauchen zu können glauben und sie gerade für gut genug erachten, die rühdigen Schäfchen wieder in den Schafpferch treiben zu helfen. Wer aber den Tag der Einkehr und des vaterländischen Gedenkens würdiger begehrt, derjenige, der sich in die muffige Luft eines Betschopfes verkriecht oder derjenige, der sich in der Natur ergeht und seine Blicke in erstem Gedenken über die Berge und Täler seines Heimatlandes schweifen lässt, dies zu beurteilen überlassen wir ruhig dem gesunden Menschenverstand.

Argus.

Geld ist nun einmal

auch für ideale Dinge und für geistige Befreiungen nötig, so sagt Graf von Hoensbroech, dessen Name und Werke jedem Freidenker bekannt sind.

Je grösser die Zahl unser Leser ist, die sich diese Erkenntnis zu der ihren macht, umso wirkungsvoller können wir den Kampf um die geistige Befreiung führen. Freiwillige Beiträge erbitten wir an die Geschäftsstelle der Freigeistigen Vereinigung der Schweiz, Zürich, Postcheckkonto VII 26 074.

Die Weisheit ist Betrachtung des Lebens, aber nicht des Todes.

Spinoza.

Dem Ruhm der Kirche und Fortunas Gunst,
 Brach hinter mir entzwei die letzten Brücken:
 «Dein bin ich — rief er — vielgeliebte Kunst». —
 Und nach Jahren, kennst du ihn nicht wieder,
 Den Mann, der ernst und traurig vor dir steht?
 Ihn schmückt kein Kranz, verklungen sind die Lieder,
 Die einst er sang — vergessener Poet.
 Wohl war ihm hie und da ein Lied gelungen,
 Doch was in tiefster Seele jauchzt und klagt,
 Zu künden so, dass jedes Herz bezwungen,
 Blieb unerreichbar, ewig ihm versagt.
 Nun ist er alt und krank, es rast das Fieber
 In seinem Blut, die bleiche Wange glüht, —
 Und vor des Kranken innern Aug vorüber
 Sein langes, trostlos langes Leben zieht. —
 Da sieht er plötzlich wieder fernher schweben
 Das hohe Weib — gehüllt in Trauerflor,
 Er senkt den Blick und seine Hände heben
 Statt Lorbeer heut den Totenkranz empor.
 «Fluch Dir», so ruft er, «die auf falschen Bahnen,
 Ein täuschend Irrlicht, meine Seele zog, —
 Die mich verführt mit trügerischem Ahnen,
 Die einst so süß mein töricht Herz belog; —
 Mit falschem Locken sangest du mir Lieder,
 Dem Knaben einst und sprachst von Ruhm und Glanz,
 Doch als Erfüllung kehrst zum Mann du wieder
 Und bringst mir nichts als einen Totenkranz.
 O Dämon, Trugbild, — all mein Tun und Ringen
 Vergebens war's — durch dich verführt, verlockt,
 Verflucht mein Dasein, Dichten, Träumen, Singen; —
 Ich hab umsonst gelebt» — der Atem stockt. —
 Schon rührt der Tod ihn an, vom bleichen Munde
 Der Lebenshauch in seinem Geist entschwebt, —
 Und spottend ruft das Echo in die Runde
 Kein liebes Wort ihm nach: «Umsonst gelebt!» —

P. K.

Katholisches Geständnis.

Die Kirche steht dem politischen Leben nicht desinteressiert gegenüber. Wo immer in Gemeinden, Kantonen und Bund das politische Leben sich abspielt, da wird die Kirche mit grossem Interesse seine Entfaltung verfolgen, weil sie weiss, wie viel davon abhängt auch für die Civitas Dei. Es kann sich deswegen kein Seelsorger an der Politik desinteressieren, er ist ja für seinen seelsorgerischen Bereich der Sachwalter und Treuhänder der Kirche in der Verkündigung und womöglich auch der Verwirklichung der politischen Moral. In welchen Formen nun das politische Leben verfolgt und beeinflusst werden soll, ist nicht so sehr eine grundsätzliche als eine taktische Frage, nicht eindeutig und gleichlautend für alle Verhältnisse.

Prof. Dr. Alois Schenker,
 Lehrer an der theologischen Fakultät Luzern.

In: Schweiz. Kirchen-Zeitung, Nr. 36, vom 9. September 1943, S. 385.

Zuerst gehören wir Gott und dem Glauben und der Kirche, und erst dann der Heimat.

Prof. Dr. Alois Schenker, Luzern

Otto Kunz.

Zum Andenken.

Am 30. September 1943 ist im Inselspital in Bern, nach kurzer, schwerer Krankheit, unser Gesinnungsfreund, Herr Otto Kunz, gew. Kaufmann, verstorben. Er erreichte ein Alter von nahezu 65 Jahren.

Otto Kunz wurde am 20. November 1878 in Rastatt in Baden, als drittes Kind des Kaufmanns Karl Kunz geboren. Nach den uns gemachten Angaben besuchte er einige Zeit das dortige Gymnasium, trat später dann in die Handelsschule über. Nach Absolvierung der Handelsschule wandte er sich der Orthopädie zu. In diesem Berufe war er tätig in Köln, Essen, und Zürich. Von hier musste er zur Absolvierung eines zweijährigen Militärdienstes nach Osnabrück einrücken. Nachher widmete er sich wieder seinem Berufe und kam nach Lausanne, Rouen, Metz, Basel und Bern. Noch einmal verschlug ihn die Laune des Schicksals als Verkäufer nach Marburg an der Lahn, von wo er wieder nach Bern zurückkehrte und zwar entscheidend für seine weitere Tätigkeit — als Auslandsvertreter der Fa. M. Schaerer AG. in Bern. — In dieser Eigenschaft bereiste er Oesterreich, Ungarn, Serbien, Rumänien, Bulgarien, die Türkei und kam bis nach Aegypten hinunter. Vor dem ersten Weltkrieg besuchte er auch mehrmals Russland, das er bis zur Wolga durchquerte. Während des ersten Weltkrieges lebte er in der Schweiz, vorwiegend in Bern, wo er im Jahre 1919 das Bürgerrecht erworben hat. In dankbarer Anerkennung für die ihm gewährte Einbürgerung hat er in seinem Testamente der Stadt Bern, zuhanden der Sozialen Fürsorge, ein Legat von Fr. 10,000.— vermacht.

Nachdem er seine Reisetätigkeit wieder aufgenommen hatte, bereiste er vorerst Spanien und Portugal.

1924 trat er bei einem Vertreter der gleichen Firma in Santiago de Chile in Dienst, wo er sich 2 ½ Jahre aufhielt.

Nach Bern zurückgekehrt, ging er neuerdings auf weite Reisen und besuchte Columbien, Venezuela, Equador und Peru, von wo er, wie er gerne erzählte, schöne Aufträge mitbrachte.

Gut ausgerüstet mit kaufmännischen und fachtechnischen Kenntnissen, gewandt im Verkehr und gewissenhaft, war er der geborene Reisevertreter.

Als er 1932 von Südamerika zurückkehrte, war die Zeit der «guten Auslandsgeschäfte» vorbei, weshalb er sich ins Privatleben zurückzog. Bis 1939 lebte er bei einer Tante in Freiburg in Breisgau. Nach ihrem Tode siedelte er wieder nach Bern über, wo er sich 1939 ein eigenes Haus erwarb, um hier seine letzten Lebensjahre zu verbringen. Mit seinen Mietern stand er stets im besten Einvernehmen.

